Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 10 (1954)
Heft: 2

Artikel: 2 Manne, 2 Fraue, 2 Chind
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420318

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

welchen Eindruck es auf das Bürofräulein machte, als der „Etat per" Trompetenstößen gleich über die Lippen des Herrn Chefs sprang. Daß man weder einen „Etat per" noch einen „Bestand am" prompt zusenden kann, spielt ja weiter keine Rolle. Die Hauptsache ist, daß es tönt! Dann kommt die „automatische Aufgabe der laufenden Mutationsmeldungen". Sind schon bei einer „Aufgabe der Meldungen" mindestens zwei Wörter überflüssig, so ist das „automatische" falsch und häßlich zugleich. Vollends hirnlos sind aber die „laufenden Mutationsmeldungen". Der Duden erklärt die Mutation als eine „sprunghaft auftretende erbliche Änderung; Stimmwechsel". Nachdem aber jeder Chüngelizüchterverein als 7. oder 8. Traktandum die „Mutationen" auf seiner Generalversammlungseinladung aufführt, weiß nachgerade jedermann, daß man darunter den Wechsel im Mitgliederbestand zu verstehen hat, also die Ein- oder Austritte innerhalb einer gewissen Zeitspanne. Dann aber ist die „laufende Mutation" ein ähnlicher Unsinn wie der alte Greis oder der weiße Schimmel.

Bedenklich ist am ganzen Brief, daß er von einer größern Firma stammt, wie gesagt mit Telegrammadresse, Bankverbindung, mindestens zwei Prokuristen, und daß diese beiden Prokuristen den Brief unterschrieben haben und abgehen ließen, einen Brief, für den ein Lehrling von seinem Deutschlehrer im Kavau einen glatten Dreier oder Vierer erhielte. Und das Aergste ist: man hat das Gefühl, daß es gegen die Schwulstigkeit und Aufgeblasenheit solchen „Stils" kein Heilmittel gibt, denn der Schwulst steckt so weit innen, daß man ihm von außen überhaupt nicht beikommt! M. Trittler in „Büro und Verkauf"

2 Manne, 2 Fraue, 2 Chind

Sprache ist Leben — und das Leben wandelt sich. So bleibt auch die Sprache, das höchste Kunstwerk menschlichen Geistes nicht dieselbe, sondern verändert sich, indem sie Unliebsames aus dem Wege räumt und Neues erstehen läßt. Einen Hauptgrund für jeglichen Sprachwandel, im besondern aber für das Verschwinden von Wörtern oder Bildungselementen, bildet das unbewußte Streben nach Vereinfachung aus bloßer Bequemlichkeit.

Sehen wir uns ein wenig das Leben und Treiben unserer Zahl-

wörter an, so stellen wir fest, daß beim Zahlwort „zwei" das Mittelhochdeutsche (mhd.) für jedes Geschlecht mit einer besondern Form aufwarten konnte, während die neuhochdeutsche (nhd.) Schriftsprache für alle drei Geschlechter nur noch eine einzige Form, eben das uns wohlbekannte „zwei" kennt. Ähnliches gilt für „drei", nur daß es im mhd. bloß durch zwei Formen (eine für das männliche und weibliche, eine für das sächliche Geschlecht) vertreten war. So wurde im mhd. unterschieden zwischen
zwêne (m), zwô/zwâ (w) und zwei (s),
ebenso zwischen drî/drîe (m + w) und driu, gesprochen drü (s).

Doch haben sich schon im 11. und 12. Jahrhundert Unsicherheiten im Gebrauch der Geschlechter bemerkbar gemacht, und zu Beginn des 17. Jahrhunderts ist es der sächlichen Form „zwei" dann allmählich gelungen, ein Übergewicht zu erlangen und die beiden andern Formen als etwas zu sehr Belastendes endgültig zu verdrängen. Bei „drei" ist es die männliche Form, die sich als einzige durchgesetzt hat. Bei Luther treffen wir noch auf den vollen Formenbestand: „Zween Ölbäume und zwo Fackeln" (Off. 11, 4), während Goethe, den das Gefühl für die richtige Anwendung bereits verlassen hatte, im Bestreben, eine alte Form zu setzen, unrichtig „zwo Beine" geschrieben haben soll (laut Grimms Wörterbuch der deutschen Sprache), dagegen bewußt und richtig schwäbelnd oder altertümelnd 1773 „Zwo wichtige biblische Fragen". Bewußt altertümlich läßt K. F. Meyer im „Schuß von der Kanzel", der im 17. Jahrhundert spielt, „zween geistliche Männer" zum Zürichsee hinabsteigen. Wie diese Formen untergingen, so hat auch die Beugung der Zahlwörter dem mächtigen Vereinfachungsgrundsatz gehorchen müssen; heute sieht man einem „zwei" weder sein Geschlecht noch seinen Fall an! Luther aber schrieb noch: „Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste gewesen sei . . ." (Lukas 10, 36), und an anderer Stelle (Matth. 27, 21): „Welchen wollt ihr unter diesen zweien, den ich euch soll losgeben?" Doch halt: „Sind all diese Formen wirklich aus der deutschen Sprache verschwunden? Im Gegenteil: sie leben fort, und zwar in unserm Berndeutschen und andern alemannischen Mundarten! Wie unser „Hus" nichts anderes ist als das mhd. hûs, unser „guet" das mhd. guot, so entspricht der Formenbestand der Zahlwörter zwei und drei im Berndeutschen genau dem im mhd.: wir unterscheiden zwe

(mhd. zwêne), zwo (zwô und zwâ)/zwöi und drei (drî)/drü (driu), und bei der Beugung verwenden wir die vollen Formen: „mit zwene (dreine) Wäge, vor zwone (dreine) Wuche, mit zwöine (drüne) Worte"! Daß diese Formen zum festen Bestand unserer Mundart gehören und nicht einer künstlich-archaisierenden Sprache entnommen sind, beweisen die Mundartschriftsteller, die ja gerade die Sprache des Volkes und keine besondere Dichtersprache pflegen. Ein Beispiel von unzähligen aus unserer reichen Mundartdichtung möge genügen:

„I däm si alle Dreie (gemeint sind drei Frauen) einig ...; es isch überhoupt öppis Kurioses mit däne drüne alte Fraueli .., Zwo Sache sy's, wo se ging wider zsämechitte: ..." (Emil Balmer: „Chrüztreger").

Nun läßt sich aber seit einiger Zeit eine Entwicklung beobachten, durch welche der Formenreichtum des Berndeutschen in bedauerlicher Weise geschmälert wird. Das Bewußtsein der Drei- oder Zweigeschlechtigkeit der beiden Zahlwörter zwei und drei scheint den Schülern und jungen Leuten der Stadt Bern abhanden gekommen zu sein. Frischfröhlich werden die verschiedenen Formen untereinander vertauscht und ohne Bedenken falsch angewendet! Mit heimlichem Grausen nimmt man Kenntnis davon, daß die Schule „i zwene", ja sogar „i zwe Wuche", oder „i drü Wuche" wieder beginne! Und Dinge wie „zwöi Schüeler" (warum sächlich?) sind bereits an der Tagesordnung. Richtig wäre: „i zwone Wuche, i dreine Wuche, zwe Schüeler"! Der Grund, weswegen gerade in der Stadt solche Nachlässigkeiten überhandnehmen können, ist wohl darin zu suchen, daß hier infolge größerer Bevölkerungsmischung und vermehrter Aufgeschlossenheit dem Fremden gegenüber die Einflüsse auch auf sprachlichem Gebiete viel spürbarer sind als auf dem eher konservativen Land. Es stellt sich uns hier die Frage, ob und wieweit einer solchen unschönen Entwicklung Einhalt geboten werden kann. Daß man nicht untätig zusehen darf, dürfte unser aller Meinung sein, da doch etwas Wertvolles zugrunde zu gehen droht. Doch wesentlich mehr Kopfzerbrechen dürfte uns das „Wie" bereiten. Da sich derartige Veränderungen im Sprachgebrauch erst nach einer gewissen Zeit offenbaren, der Zersetzungsprozeß bereits stark fortgeschritten ist, sind die Schwierigkeiten einer solchen „Heilung" nicht zu unterschätzen. Dennoch wollen wir die Flinte nicht ins Korn werfen, sondern uns freuen an der wunderbaren Eigenart und Altertümlichkeit

unserer Muttersprache. Sollte aber irgendwo noch ein ungerechtfertigtes Minderwertigkeitsgefühl sich regen gegenüber den Miteidgenossen im Westen, die Träger einer „Weltsprache" sind, dann ist es an der Zeit, solche Gefühle endgültig zu vertreiben! Daß falsche Bescheidenheit nicht zuletzt auf den unseligen Einfluß irreführender Begriffe wie „bon allemand" (gemeint ist das Schriftdeutsch im Unterschied zu den Mundarten!) zurückzuführen ist, dürfte erwiesen sein. Als ob unsere prächtigen Mundarten schlechteres Deutsch wären!

Sorgen wir dafür, daß die berndeutsche Sprache ihr ehrwürdiges, buntes Kleid noch lange tragen kann. Wir sind es unsern Kindern schuldig, sie ein reines, gutes Berndeutsch zu lehren. In Elternhaus, Schule und Kindergarten, überall, wo die Mundart üblich ist, sollen die Kinder eine gesunde und unverfälschte Muttersprache zu hören bekommen. Also: „Zwe Manne, zwo Fraue, zwöi Chind"! Konrad Beyeler

Nachwort des Schriftleiters. Fast noch schlimmer als die Verwirrung in den Geschlechtsformen ist die heute blühende Gleichschaltung auf „zwo", die aber die Unsicherheit sicher noch vermehrt hat: Zwo Manne, zwo Fraue (richtig!), zwo Chind.

Helvetische Vielsprachigkeit oder italienischer Sprachensalat?

Der Schweizer hat im allgemeinen den Vorzug, daß er nicht auf seiner Muttersprache sitzen bleibt. In der Schule lernt er (mit unterschiedlichem Erfolg) Deutsch. Und dann noch mindestens eine Fremdsprache. Das tut ihm gut. Das erweitert den Horizont. Und es erweitert die Möglichkeiten, dem Fremden, der am helvetischen Horizont auftaucht, etwas zu verkaufen.

Mit der Sprache ist es aber ein gefährlich Ding. Vor allem mit der Sprache der Reklametafeln: sie gibt nicht nur Aufschluß über das, was auf dem Ladentisch feilgeboten wird, sondern auch über den, der hinter dem Ladentisch steht. Sie wendet sich an den Fremden, und sie kann sich handkehrum gegen den Einheimischen wenden. Denn zwischen gewandter Vielsprachigkeit und lächerlicher Anbiederung liegt oft nur ein Schritt, beziehungsweise ein falscher Buchstabe. Da versucht zum Beispiel ein simples, heimeliges Kaffeestübli mondän zu werden und wird zum „Cafè Stübli", wobei das schwungvolle „è" vielleicht dem Maler in die Hand, der französischen Sprache aber nicht in die Ortho-